

Vorwort
Die Jugend
The Russian
Asche zu Asche
Auf einem Auge blind
Die Isolde weint
Lagergeld
Schlafend
A better place
Der Wahrheit
Das Warten
Hermann
Nachwort
Impressum

Vorwort

Für Martin.

Für Albert.

Die Jugend

Frau K. hatte eine Tochter, deren Schönheit mich bei meinem ersten Eintritt in ihr Zimmer sofort traf, ein unübersehbarer Moment, denn die Zimmerwände und der schwere, dunkelbraune Holztisch, überzogen mit einer schwarz-violetten Häkeldecke, waren voller Familienfotos. Einige dieser Bilder standen wie stumme Zeugen der Zeit auf dem Tisch, ein Hauch von Vergangenheit, eingefangen im stillen Rahmen.

Ich war mir ziemlich sicher, dass sie sogar zwei Töchter hatte, beide von seltener Anmut, aber eine von ihnen – und das erkannte ich ohne Zweifel – war in besonderer Weise entzückend. Auf einem der Fotos sah ich sie, jung, im Garten stehend, von der Seite aufgenommen. Es war ein Bild, das auf eine seltsame, beinahe schmerzhaft Weise den Blick in die Ferne lenkte, genau wie ihre sanft-traurigen braunen Augen, die dort aus dem Rahmen heraus in etwas Unbestimmtes, Unerreichbares blickten. Der leicht gescheitelte Pony aus dunkelbraunem Haar, der in einen Pferdeschwanz überging, schien nur einen Moment festzuhalten, der flüchtig und zugleich ewig war. Ihre Lippen, süß und noch unberührt von den Jahren, formten einen kleinen, lieblichen Mund, während ihre Wangen, leicht geschwungen, in zartem Rosa schimmerten – die Art von frischer Haut, die nur die Jugend zum Strahlen bringt, bevor sie schließlich im Vergehen verharrt.

Doch diese Augen – jene braunen Augen, die einst so voller Versprechen in die Weite gerichtet gewesen waren – erblickte ich eines Tages leibhaftig vor mir. Es war ein seltsamer Augenblick, als ich in Frau K.s Wohnzimmer erwachte, halb auf der giftgrünen Couch liegend, eingedöst vom sanften, aber unaufhörlichen Erzählen der Mutter, die mir, in ewig andauernden Monologen, jedes Detail ihrer Familie zu schildern versuchte. Da stand sie, die Tochter, die ich einst in dem Bild betrachtet hatte. Aber nun schien alles verändert, alles

schwerer geworden, als ob die Zeit selbst die zarte Form in etwas anderes verwandelt hätte. Diese Frau vor mir, mit denselben Augen, die nun den Glanz von hundert Jahren zu tragen schienen, erwischte mich in einem Moment der Stille. Sie hatte mich ertappt, schlafend und verloren in der Weite von Frau K.s Geschichten, und in diesem Augenblick erkannte ich etwas, das mir zuvor entglitten war: Es war nicht die junge Frau, die mich in ihren Bann gezogen hatte, sondern die Jugend selbst. Sie war es, die in diesen Bildern gefangen lag, in ihren sanften Zügen und in der Leichtigkeit ihres Wesens – die Jugend, die mir in diesem Raum fremder und ferner erschien, je länger ich dort verweilte.



The Russian

Natalie saß im Besprechungszimmer, die Tastatur unter ihren Fingern, doch es war nicht das Geräusch des Tippens, das den Raum erfüllte, sondern eine Art stilles, inneres Zögern. Die Finger bewegten sich, einzeln, wie in einer müden Choreographie, während ihre Augen – starr, fast wie gebannt – auf die Tasten gerichtet blieben. Dann, plötzlich, der Blick auf den Monitor, das leise Murmeln ihrer Lippen, die Kontrolle des Geschriebenen – ein Moment der Selbstvergewisserung, flüchtig, fast unsichtbar, als wollte sie sich selbst zeigen, dass all dies nicht ganz vergebens war. Es schien, als hätte sie nicht bemerkt, dass er eingetreten war; der Moment war zu dicht, zu eigen, um ihn sofort zu durchbrechen. Doch als sie aufsaß, durch die Brille blinzelte, erschien für einen kurzen Augenblick ein Lächeln auf ihrem Gesicht. Ein „Hallo!“ – mehr eine Geste als ein Gruß. Schon im nächsten Moment glitt ihr Blick ab, hin zu dem Smartphone, das seit einer Ewigkeit neben ihr lag, ein ständiges, forderndes Klingeln, wie das pochende Herz eines Dramas, das sie nicht losließ. Erst jetzt, da er es mit einem inneren Seufzen wahrnahm, begriff er, dass sie schon länger versuchte, jemanden zu erreichen. Es war früh am Morgen, zu früh vielleicht, um an solch ungreifbare Dinge wie Zeit zu glauben, und doch fragte er: „Wen versuchst du denn so eindringlich zu sprechen?“

Ihre Antwort kam zögerlich, als wäge sie jedes Wort ab: „Meinen Sohn. Er ist 22 und...“ – das Wort hing in der Luft, unausgesprochen und doch mit Bedeutung gefüllt – „Er hat sich seit gestern Abend nicht mehr gemeldet.“ Sie sprach es aus, als wäre es etwas, das sie nicht nur beschäftigte, sondern bedrängte, wie ein Schatten, der nicht von ihr ablassen wollte. Sie warf einen Blick auf das Telefon, das in einem automatischen Schweigen erstarb, doch ihre Finger waren schneller als jeder Zweifel; sie wählte erneut die Nummer, stellte den Lautsprecher auf laut und ließ es klingeln, beharrlich, unnachgiebig, während ihre Hände unbeirrt weiter tippten, wie in einem stummen Wettbewerb gegen das eigene Unbehagen.

Er stand auf, ging zur Kaffeemaschine, die ihm auf einmal wie ein Rettungsanker erschien, eine Ablenkung inmitten dieser seltsamen Routine. Der Kaffee rann in die Tasse, und er schlürfte ihn bedächtig, als wäre der Genuss eines Getränks das letzte sinnliche Ereignis dieses Tages. Er beobachtete sie, diese Frau in ihren späten Fünfzigern, doch da war etwas in ihrem Wesen, etwas, das den Jahren trotzte. Ihr schmaler Hals, die sanft fallenden Schultern, das blonde Haar, das wie ein dünner Schleier über sie gelegt war – es war nicht ihre Jugend, die auf ihn wirkte, sondern etwas Zeitloses, vielleicht eine Anmut, die sich nicht leicht fassen ließ.

„Das bringt doch nichts,“ sagte er schließlich, als das ständige Klingeln ihm zur Last wurde. „Dein Sohn sieht sicher, dass du ihn schon

mehrfach angerufen hast. Er wird sich melden, wenn er wieder bei Sinnen ist.“ Doch ihre Antwort war ruhig, fast ungerührt: „Du weißt nicht, was eine Mutter fühlt, wenn sie die Kontrolle über ihr Kind verliert.“ Das Wort „Kontrolle“ klang schwer in der Luft, wie ein Vorwurf, der ihn nicht direkt traf, sondern irgendwo in der Leere des Raumes hängen blieb. Und dann, als er glaubte, das Gespräch wäre in sich versunken, hob sie plötzlich den Kopf, sah ihn an, ein kaltes, rasches Lächeln auf den Lippen. „Verschwinde endlich, geh mal was schaffen!“

Etwa eine Stunde später fand er sie wieder, diesmal in einem anderen Raum, einem anderen Moment. Es war das Zimmer des ehemaligen Dorfpolizisten Dieter K., dessen Ruhm und Schande sich aus dem gleichen Stoff webten – seine aggressiven Verhaftungen, sein unerschütterliches Urteil über die Menschen der Ortschaft. Und da war Natalie, die Frau, die vor einer Stunde noch die Kontrolle suchte, nun eng umschlungen mit dem alten Polizisten, ihre Lippen auf seinen, in einem zärtlichen Kuss, der ihn fast mehr überraschte als die Tatsache, dass es passierte. Dieter, der Frauenheld, selbst im Nebel der Demenz, hatte sie erobert – oder war es umgekehrt? Die Frage blieb offen, schwebte über der Szene wie ein ungreifbares Geheimnis, das vielleicht keiner Antwort bedurfte.

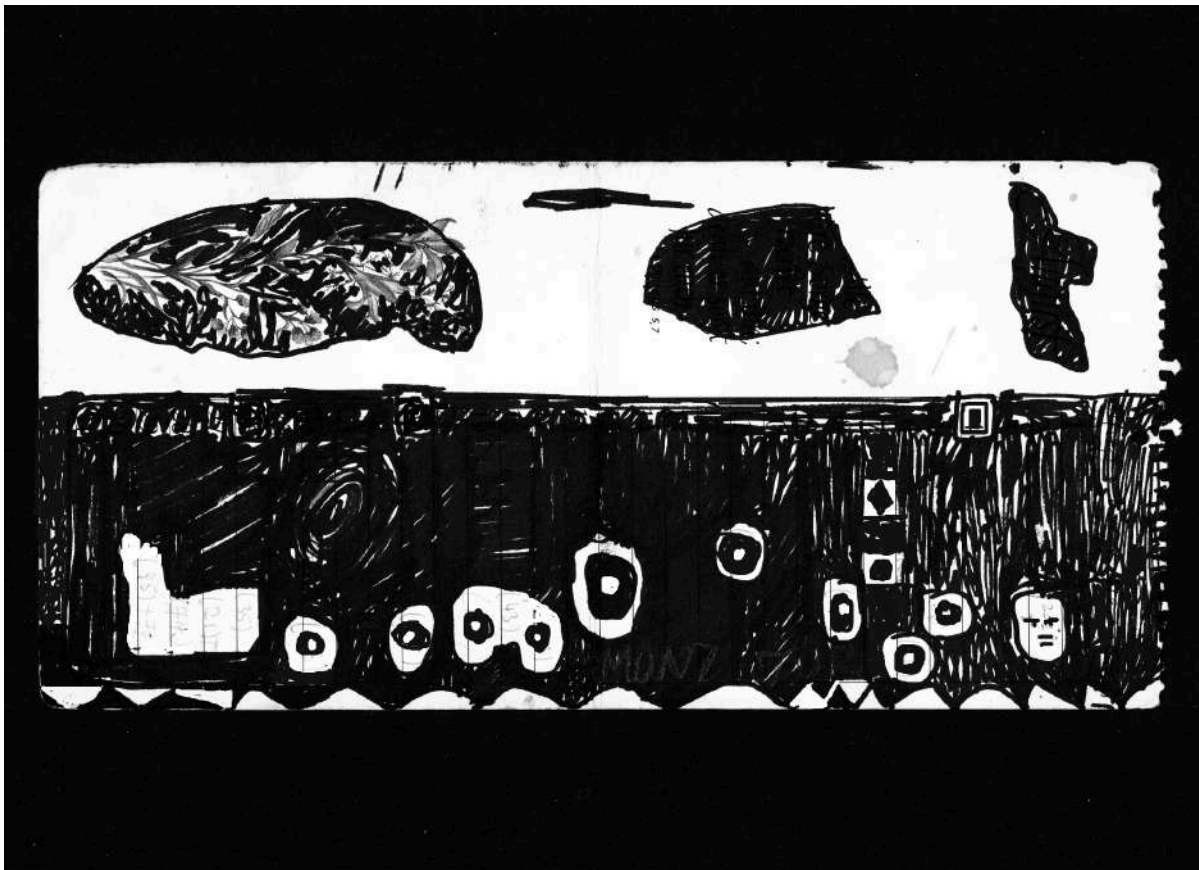


Asche zu Asche

Ich erinnere mich an einen Bewohner, den sie Herr S. nannten. Er schien ein wenig anders zu sein, vielleicht war es etwas, das schon bei seiner Geburt schiefgelaufen war. Ein kurzer Augenblick ohne Luft – wer kann das noch wissen? Aber was wusste ich schon von seinem Inneren, seinem Wesen, das sich in einer sonderbaren Behutsamkeit zeigte. Herr S. sammelte. Er sammelte mit einer so peinlichen Sorgfalt, dass man ihn niemals den Launen der Unordnung verdächtigt hätte. Auch war er, wie es schien, ein Festverwurzelter im Altenheim. Festverwurzelt – das könnte man fast scherzhaft sagen, denn Herr S. war ehemals auch der Gärtner dort, von der Jugend bis

zur Rente. Er sprach oft davon, wie sein Vater ihn zum Priester hat machen wollen, doch der Pfarrer des Heims hatte sich dagegen ausgesprochen. Warum? Das blieb ungesagt, eine jener stummen Ablehnungen, die niemand je zu hinterfragen schien. Der Rat an den Vater lautete, dem „Bub“ lieber eine solide Ausbildung angedeihen zu lassen, ihn nicht zu überfordern. So kam es, dass er ein Gärtner wurde. Und doch schien er auch in seinem stillen und leuchtenden Kämmerlein eine eigene Welt zu pflegen, fern von Erde und Pflanzengrün. In seinem hellen, lichtdurchfluteten Zimmer, dem einzigen mit einem Ausgang zur begrünten Terasse, saß er, klein und gebeugt, fast wie ein Zwerg mit dem verschmitzten Antlitz eines uralten Teufels. Bei einem meiner zahlreichen Besuche holte er aus einer Schublade gelassen eine Liste hervor. Es war eine Sammlung von Berühmtheiten aus seiner Radio- und Fernsehwelt, wie sich herausstellte, eine Liste, die sich ebenso gegen den Zufall auflehnte, als könne ihr Schreiber auch diese Welt mit derselben Sorgfalt ordnen, wie in den jungen Jahren seine Beete. Ja, er führte diese Liste von Jedermanns-Gesichtern, Gestalten aus jener fernen Welt des Bühnenlichts und der Mikrofone, der Schatten auf den Monitoren, die ihm vertraut erschienen, als wären sie Teil seines eigenen Daseins. Wenn eines dieser Gesichter, einer dieser Namen erlosch, und das schien erst kürzlich passiert zu sein, dann griff er zum Stift, notierte, was unwiderruflich war: das Datum des Endes, das genaue, in kalter Präzision. Und wie jedes Mal, jedes einzelne

Mal, auch diesmal, sprach er, fast zeremoniell, aber mit einer Spur von etwas, das wie ein Echo aus anderen Zeiten klang, die beschwörenden Worte: "Asche zu Asche!" Es war kein bloßer Ausruf, kein stilles Bedauern, sondern ein Satz, der, ohne laut zu werden, den Raum füllte mit einer stillen Härte, einer fast verstohlenen Häme, als ob er, der Sammler, eine geheime, teuflische Genugtuung daraus zog, Zeuge dieser Vergänglichkeit zu sein.

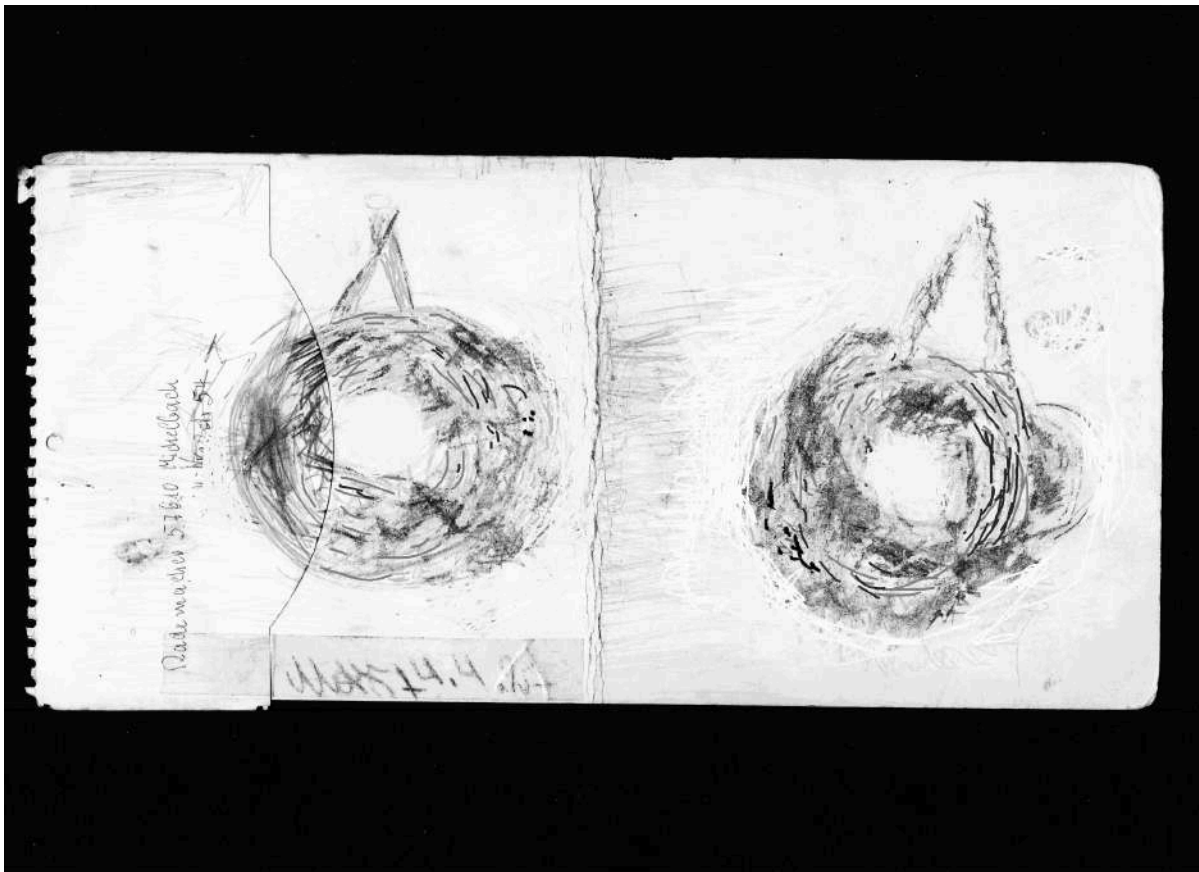


Auf einem Auge blind

Mister B. saß nachmittags im Vorhof des Wohntraktes in der gleißenden Sonne, als wir uns begegneten. Seine entspannte Haltung und sein legeres Sommerkleid erinnerten mich an Besucher von

Beach-Clubs, die, nachdem sie an der Bar den erfrischenden „Swimmingpool“ bestellt haben, sich in die Liege unter einen Sonnenschirm legen, die Aussicht aufs offene Meer genießen. Braungebrannt, mit verspiegelter Sonnenbrille und einen Borsalino auf dem kahlen Kopf, der ihm einen Schatten ins Gesicht warf, hörte er belebt eine volkstümlichen Melodie (griechischer Wein), welche vom benachbarten Fußballplatz zu ihm herüber wehte. Ich schaute gegen die Sonne, in die Richtung, aus der die Klänge kamen, blinzelte, wendete mich ab, suchte meine orangene Sonnenbrille und sagte ihm, dass ich schlecht sehe, fast blind auf einem Auge. Da schaute er zu mir hoch, und eine Antwort aus Heiterkeit formte sich in seinem Mund: „Sage es nicht meiner Frau“, flüsterte er, als sei das Geheimnis selbst ein Fluch, „aber ich war auch mal blind auf einem Auge.“ Dann brach ein Lachen aus ihm hervor, laut und kratzig, als käme es aus der Tiefe eines fremden Meeres. „Das war 84 oder 85“, sagte er, sein Grinsen wie ein zu tief gegrabener Schatten, „in Biarritz, am Strand. Ein Abschnitt für die Nackten. Viele lagen da, wie Treibholz! Wir auch, wir ließen uns darauf ein, das nackte Spiel. Neben mir, auf dem Sand, eine mädchenhafte Gestalt; ein Leib wie Sonne in Haut gegossen, schimmernd im Ölgold der Zeit. Sie richtete sich auf, kam auf mich zu. Und da, in diesem Augenblick, als die Welt für einen Herzschlag blind wurde, erkannte ich: Es war kein Weib, das dort aus den Schatten stieg, sondern ein Mann mit Haaren wie Seegrass im Wind.“ Die Luft,

die uns umgab, duftete nun salzig und schien schwer von dem, was er nicht sagte.



Die Isolde weint

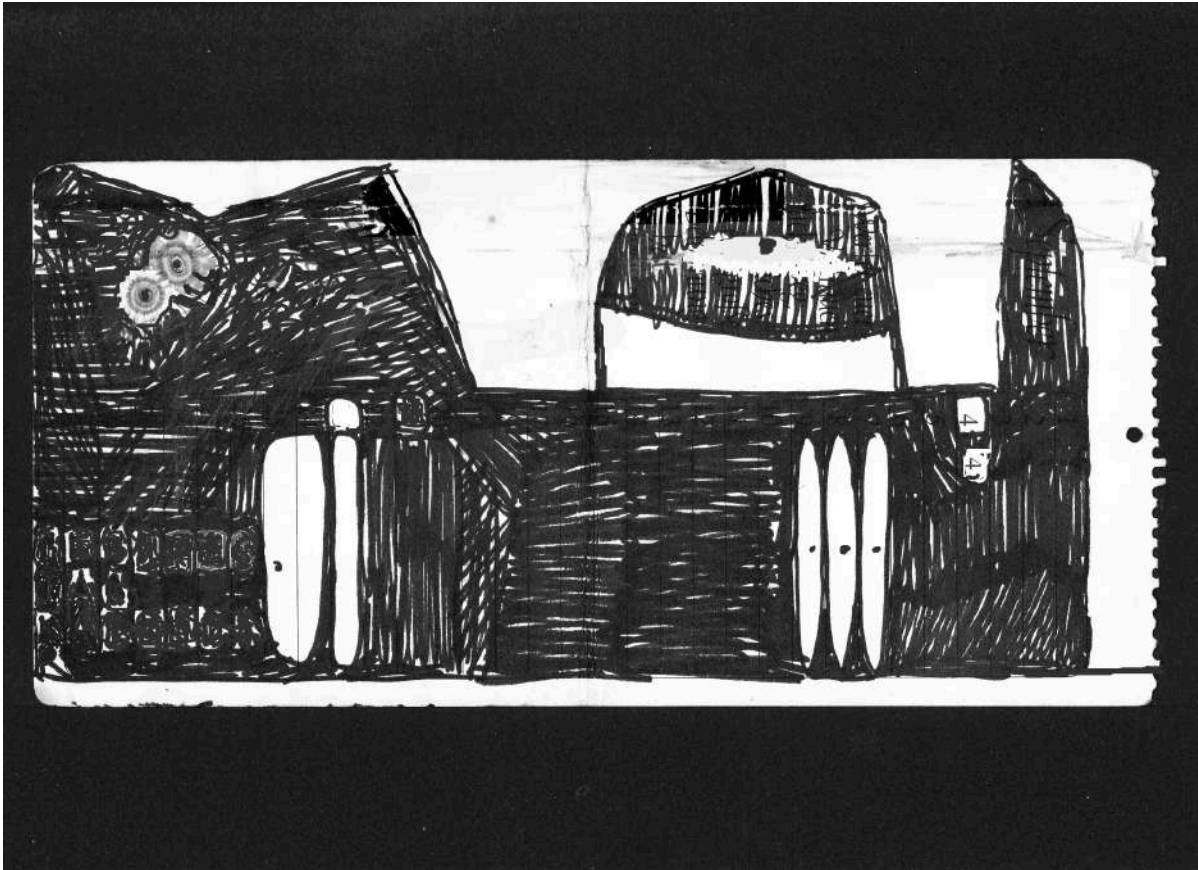
Isolde B. erzählte eindringlich, wie es war damals, als Kind in ihrem Ort – es muss um 1943 gewesen sein – zwischen den Ruinen des Krieges zu spielen. Ein Glockenturm, nicht hoch und dennoch erhaben, stand da. Man konnte hinaufklettern, zur Glocke, als wäre es das Normalste der Welt. Das Tor zum Turm war immer offen, das Gemäuer rau und kalt. Die Kinder stiegen die Stufen hinauf, aus Neugier oder Langeweile, wer weiß das noch? Auch Isolde war dabei,

als sei es eine ganz gewöhnliche Sache, als würde man nichts Besseres finden in einer Zeit, in der die Welt draußen brannte.

Oben bei der Glocke, erzählte sie weiter, stand auch eine Sirene – eine große, schwere Mechanik, rund und bedrohlich. Sie war da, um zu warnen, wenn die Flieger kamen, wenn der Himmel sich verdunkelte und die Welt unter dem Dröhnen der Motoren erzitterte. Aber für die Kinder war sie nichts weiter als ein stummes Spielzeug. So dachte auch Isolde, als sie – nur ein flüchtiger Moment – die Hand in diese Mechanik legte, um sie zu drehen, aus einer Neugier heraus, die sie selbst nicht mehr genau benennen kann. Und dann drehte sich das Rad, schneller, als sie es begreifen konnte, und ihre Hand verschwand in dem Metall, als hätte es sie einfach verschluckt.

Sie schrie auf, sagte sie, ein Schrei, der die anderen Kinder erstarren ließ. Dann fiel sie in die Dunkelheit, in den Schock. Später, viel später, als sie wieder zu sich kam, lag sie im Krankenhaus, und als sie auf ihre Hand blickte, fehlten zwei Finger. Zwei Finger, die sie dem Krieg, oder vielmehr dem blinden Zufall des Krieges, geopfert hatte.

Seither, so erzählte sie mir, sprachen die Leute im Dorf immer davon, wenn die Sirene aufheulte: „Die Isolde weint wieder.“ Eine Redensart, die geblieben war, auch lange nachdem die Bomben verstummt waren.



Lagergeld

Frau M. spürte plötzlich, wie die Wut in ihr aufstieg, heiß und drängend, als wäre sie etwas Lebendiges, das sich durch ihre Adern zwängte, sich in ihrem Gesicht verzog, ihre Lippen verzerrte, ihre Augen aufriss und Grimassen aus ihrem Inneren zog, Faxen, die sie kaum zu kontrollieren schien.

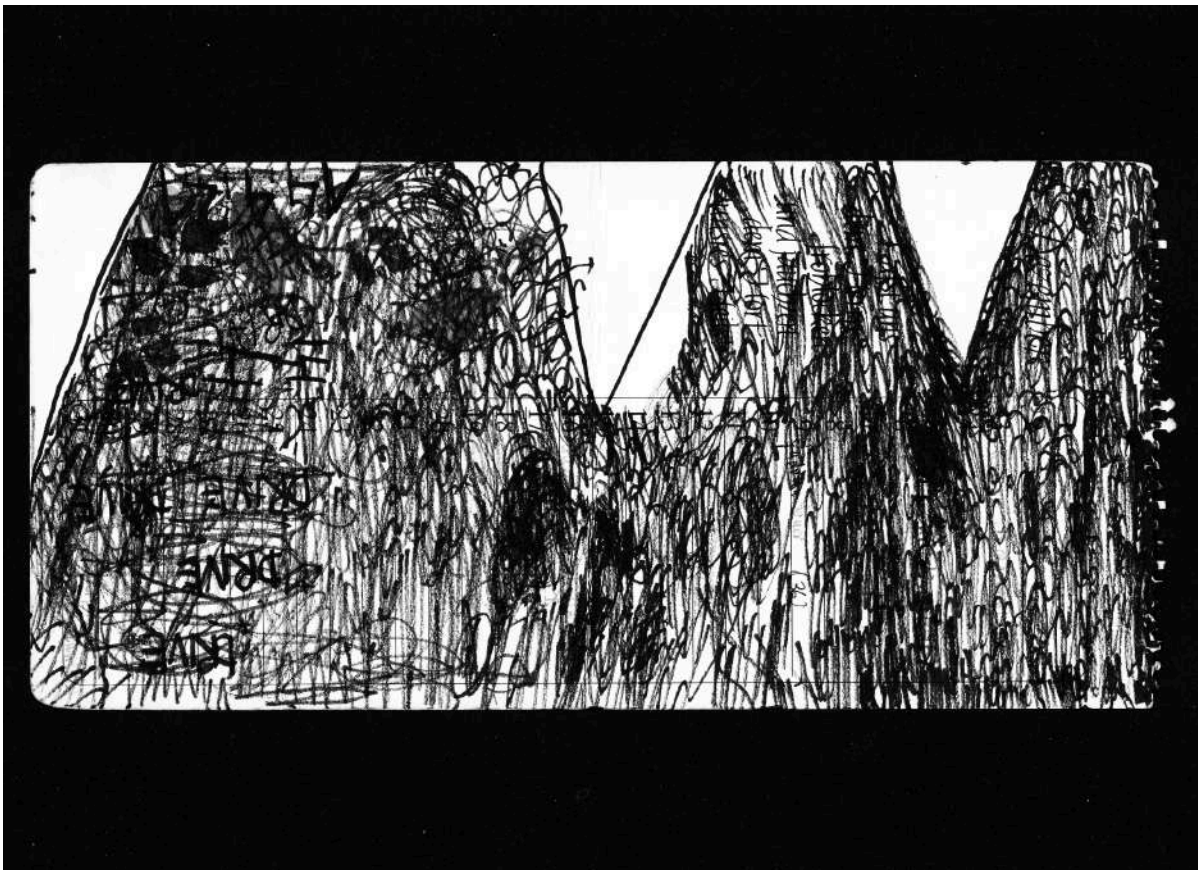
„MEIN Bruder“, stieß sie schließlich zwischen den Zähnen hervor, ein heiseres Flüstern, das zu einem schneidenden Zischen wurde, „dieser Taugenichts, dieser nichtsnutzige Hund! Hat Haus und Hof der Mutter abgeschwätzt! Alles! Alles hat dieser verdammte Hund geerbt! Ich hab nichts bekommen, nicht einen Pfennig!“ Ihre Stimme war rau,

brüchig, wie das Knarren alter Dielen unter schwerem Schritt. „Mein Leben lang habe ich geschuftet, geknechtet, von früh bis spät, schon als Kind auf den Feldern, im brütenden Sommer, im Winter, wenn der Wind einem das Gesicht einfrieren ließ, Tabak haben wir geerntet, die Blätter abgezupft und getrocknet, Tag ein, Tag aus!“ Ihre Augen flackerten kurz, als würde sie zurücksehen in die Zeit, wo die Hitze auf den trockenen Feldern sie in eine beinahe betäubende Starre versetzte, ein ewig anhaltender Sommer, aus dem es kein Entrinnen gab.

„Und Hitler! Er hat uns das abgekauft, den Tabak, für die Soldaten, damit sie rauchen konnten im Krieg, als ob das irgendein Trost wäre.“ Sie lachte plötzlich auf, ein kurzes, keuchendes Lachen, das mehr wie ein Würgen klang, und dann schien etwas in ihr nachzugeben, wie eine Tür, die nach langem Rütteln endlich aufspringt. Sie starrte eine Weile auf den Tisch, auf das grobe Holz, die Linien darin, als wären es Straßen, die sich ins Unbekannte verloren. Ihr Kopf sank hinab, schwer, beinahe sanft, und blieb einen Augenblick liegen, bevor sie ihn ruckartig hob, als hätte sie plötzlich begriffen, wo sie war, was sie wollte. Ihre Stimme war wieder fest, beinahe kalt, wie ein Gegenstand, der einem aus den Händen rutscht und mit einem harten, unvermeidlichen Laut auf dem Boden aufschlägt.

„Mein Lieber,“ sagte sie, mit einem leeren, fratzenhaften Lächeln, das sich wie eine Maske über ihr Gesicht zog, „ich muss dringend zur

Sparkasse. Das Wasser steht mir bis zum Hals. Ich hab zu viel Lagergeld, verstehst du? Ich hab so viel gesammelt, so viel angehäuft, dass es mir zum Hals raushängt, dass es mich ankotzt, diese Last, dieses Gewicht.“ Sie sprach, als wäre der Raum um sie herum in der Zeit eingefroren, und nur ihre Worte hätten noch die Macht, sich durch die erstarrte Luft zu schneiden, scharf und klingend. „Alles, verstehst du? Es liegt auf mir, lastet auf mir, drückt mich nieder, seitdem ich denken kann...“



Schlafend

Antoinette lag im Bett, schlafend, während der Betreuer auf Zehenspitzen das halbdunkle, dumpfe Zimmer betrat, das einen

schwachen, doch unverkennbaren Geruch von Urin und Essigreiniger verströmte, als hätte der Versuch der Reinigung irgendwo auf halber Strecke innegehalten. Auf dem Tablett, das er mit sich trug, eine frisch dampfende Lasagne, die den Raum mit dem scharfen Duft von Knoblauch und einem zähen Hauch von Käse füllte. Er stellte das Tablett leise auf den Beistelltisch, warf einen flüchtigen Blick auf die alte Frau im Bett, die, den Kopf zur Seite geneigt, mit der rot angelaufenen Nase sanft gegen die Bettbegrenzung gedrückt, in einem tiefen, gleichmäßigen Schnarchen lag, das abwechselnd zwischen einem kehligen Schnauben und einem leiseren, fast zarten Säuseln pendelte – ein kaum zu differenzierendes Rauschen, das sich seltsam mit dem leisen Surren des Beatmungsgeräts verband.

Er sprach sie leise an: „Aufwachen, Toni, es gibt Mittagessen.“ Doch nichts regte sich. Nur ihr Atmen, das nun etwas rauher klang, als wäre ein weiteres Grollen tief in ihrer Kehle im Entstehen, das, wenn es sich entladen würde, vielleicht Unverständliches, vielleicht längst Vergessenes an die Oberfläche ihres Bewusstseins spülen könnte. Er setzte sich, nahm die Wärmehaube vom Teller und stibitzte mit zwei Fingern ein Stück der Lasagne. Ein prüfender Blick zum Eingang, ein leises Lauschen, ob Schritte zu vernehmen wären – aber nur das klirrende Echo von Tellern und Gabeln irgendwo draußen, die dumpfe Melodie der anderen, die stumm beim Mittagessen saßen.

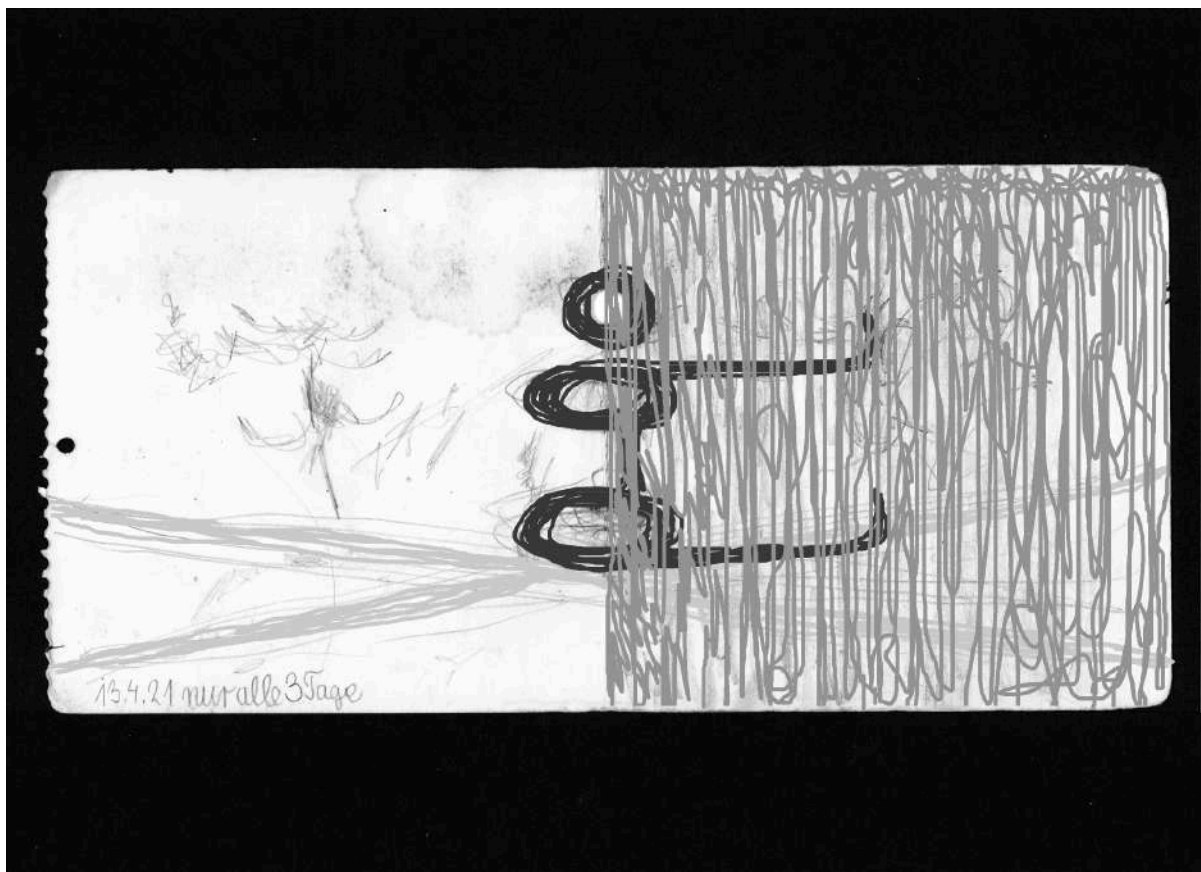
Die Hitze des Käses überraschte ihn. Fluchend zog er die Finger zurück, als hätte er sich verbrannt, und sog die Luft scharf ein, während er den Schmerz zwischen Zunge und Lippen linderte. Dann verstrich Zeit – die Stille wiegte die Minuten unmerklich in ihren Armen, während weder er noch Antoinette durch etwas oder jemanden aus ihrem jeweiligen Zustand gerissen wurden.

Schließlich, mit einem zaghaften Blick zur Uhr, ein zweiter Versuch. Ein leises Schnauben, das bald in ein Wimmern überging, als hätte sich in ihr etwas angestaut, das sie nicht aussprechen konnte. „Aua, aua“, klang es heiser aus ihrer Kehle, gefolgt von einem plötzlich aufblitzenden Lächeln. Sie wandte ihm das Gesicht zu, riss die Augen weit auf: „Arno, mein Lieber, mein Schatz, schön dich zu sehen! Deiner Mama geht es nicht gut. Morgen will ich nicht mehr sein.“

Dass sie ihn mit dem Namen ihres Sohnes ansprach, wunderte ihn kaum. Diese Verwechslungen, diese imaginären Rollen, die sie ihm tagtäglich zuwies, waren ihm vertraut, wie ein Schauspiel ohne Ende, in dem er stets neue Namen trug. Doch als sie dann das Essen mit einem ekelerfüllten Ausdruck ablehnte, hob er das Tablett fort, als wäre es plötzlich eine Last, die er nicht länger in ihrer Nähe dulden konnte.

Er gab ihr Wasser, wie er es gelernt hatte, und sie trank, widerstandslos, als wäre dies eine Routine, die ihr längst zur zweiten

Natur geworden war. Doch nur Momente später überkam sie ein Würgen, und mit geübter Hast half er ihr, die Übelkeit zu ertragen. Sie sank zurück in ihre Kissen, die Augenlider schwer, ihr Atem wieder ruhig, und glitt in einen Schlaf, der sie mehr und mehr in jene andere Welt hinüber zog – die Welt, die bald ihre letzte Zuflucht sein würde.



A better place

Als er eines Morgens zur Arbeit kam und den Umkleideraum für Herren betrat – es musste ein frostiger Dienst an einem trostlosen Februarwochenende gewesen sein – überkam ihn sofort das Gefühl, dass etwas nicht stimmte. Dieser kleine, enge Raum, beleuchtet von einem unbehaglichen, gelblichen Licht, hatte ihn stets bedrückt. In

der Ecke standen sechs Spinde, in der Mitte ein Waschbecken, darüber normalerweise ein Spiegel, und in einer finsternen Ecke befand sich die Tür zur Toilette. Doch an diesem Morgen war der Spiegel verschwunden. Nur vier leere Verankerungen starrten ihn an, wie die Augen eines Tieres, das sich unsichtbar gemacht hatte.

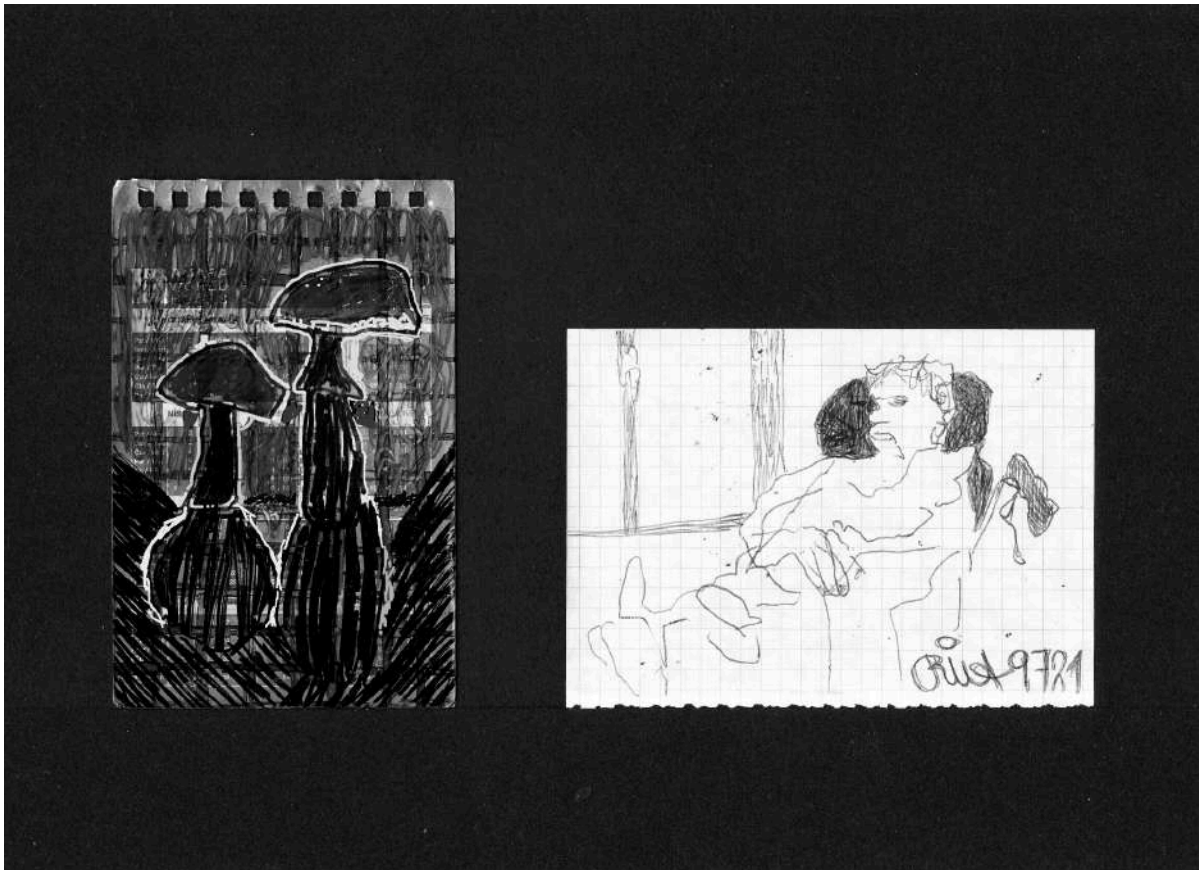
Der Raum roch süßlich, erstickend, nach Gras oder Haschisch – ein Geruch, der ihm schon beim Betreten aufgefallen war, als ob der Raum selbst einen Atem von Verzweiflung und Flucht ausstoßen würde. Auf dem Rand des Beckens lag ein blaues Handy, dessen weißes Kabel wie eine Schlinge um die Steckdose hing. Der Bildschirm war gesperrt, wie er es erwartet hatte, doch ein Bild war zu sehen: eine junge Frau mit einem siegreichen Lächeln, dessen Ansteckung ihn berührte. Ihr Haar, schwarz und von pinken Strähnen durchzogen, wirkte in dieser düsteren Beleuchtung wie eine kühne Herausforderung an die Kälte der Welt.

Er ging zur Toilettentür und versuchte sie zu öffnen. Vergebens. Niemand schien darin zu sein, und doch war die Tür wie von einer unsichtbaren Hand blockiert. Er tastete in seine Tasche und fand eine Münze, die ihm zur Hand ging. Mit einem leisen Knirschen ließ die Tür nach. Drinnen erwartete ihn ein Anblick, der zugleich banal und grotesk war: Auf der Klobrille lag der fehlende Spiegel, sorgfältig darauf arrangiert mehrere Linien weißen Pulvers. Daneben eine Kreditkarte, die, wie eine Spur eines unsichtbaren Verbrechens, noch

Spuren des Pulvers trug. In einer durchsichtigen Tüte lag der Rest des Pulvers, das einen seltsamen, grünlichen Schimmer zeigte, den er zunächst der schlechten Beleuchtung zuschrieb. Zwei Linien schienen bereits verschwunden, und unweigerlich musste er an Josef M. denken, einen Kollegen, dessen Verhalten ihm schon lange verdächtig vorgekommen war.

Einige Minuten später begegnete er Josef M. im Gang. Die Augen des Mannes weiteten sich vor Angst, als er ihn sah, und ohne dass ein Wort gewechselt worden war, bat Josef hastig um eine Unterredung. "Bitte, bitte", stammelte er, „was du gesehen hast... es muss unter uns bleiben.“ Seine Stimme war brüchig, als ob er selbst am Rande eines Abgrundes balancierte. Der Andere nickte nur, kühl und fast gleichgültig. „Räum deine Sachen weg“, sagte er mit ruhiger Stimme, „ansonsten hast du nichts zu befürchten.“ In seinem Inneren dachte er sich: „Gestraft genug bist du!“ Dass dies die Vorahnung von etwas Schrecklicherem war, konnte er zu diesem Zeitpunkt nicht wissen.

Doch nur wenige Wochen später fand man Josef M. tot in seiner Wohnung. Er hatte sich erhängt. Ein Abschiedsbrief lag bei ihm, adressiert an seine Mutter. Der Tod, dachte er, war still und unerbittlich hereingebrochen.



Der Wahrheit

Maria W. verbrachte die Nachmittage am liebsten alleine auf ihrem winzigen Zimmer, ein Verschlag in der letzten Ecke, dem allerletzten Winkel dieses blassen, rumorigen Hauses, welches von außen verbarg, was von innen nur schwer zu ersehen war. Selbst der gelbgrün gestrichene Gang dorthin im grauen Halbschatten ohne Tageslicht, nur beleuchtet von flink flackernden Leuchtstofflampen einer anderen Zeit, einer anderen Belegschaft, verwies bereits vor dem Betreten des schlafenden Räumchens auf einen bevorstehenden Hort fragiler Innerlichkeit.

Er klopfte an die Tür und wurde nach langem Warten, welches ihn auf der Stelle treten ließ, hereingerufen, schroff, nüchtern und mit ironischem Unterton, ähnlich dem, wie ein Major seinen Adjutanten erbittet, den er, wenn überhaupt, nur mit halbem Wohlwollen duldet. „Schau an, welch hoher Besuch!“ schallte es kräftig aus ihrer Richtung, den Rücken ihm zugewandt, aus dem Fenster in die Trübseligkeit des grauen Wintertages hinausstarrend, ganz eingenommen vom leichten Schneetreiben ihrer alternden, unbequemen Seele und doch konzentriert auf den Moment. „Wenn du nicht die ganze Zeit auf meine Beine starrst, dann kannst du sehen, was ich mache! Ich weißle! Ich weißle das Haus meiner Eltern! Und du, Soldat? Lungerst in den Gassen und schielst mir in die Bluse, wenn ich mich bücke!“ rief sie noch lauter und klarer, was ihn zum Lachen brachte. Die alte Dame hatte offenbar trotz des Vergessens des Alltäglichen, hingegen ihr theatrales Gedächtnis behalten. Es war ihre Art, Distanz zu schaffen, Distanz zu den Menschen, zu ihm, zu sich selbst, während sie doch genau in diesem Moment in die eisige Leere der Winterlandschaft hinausblickte, die wie ein Spiegel ihrer inneren Kälte war.

Eben noch an der Tür harrend und die schmale Welt der Bewohnerin und den Ausblick betrachtend, betrat er nun gemächlich diesen stillen Ort. Er griff langsam zu seinem Block und seinem weichen Bleistift, begann das zu zeichnen, was genau vor ihm lag: links ein

Sekretär, darauf Bücher, Stifte, ein Clownskopf, der ihn zu verhöhnen schien, eine abgewandte Figur in der Mitte vor einem Heizkörper, auf dem ein Kaffeebecher steht, oberhalb, ein Fenster mit trübsinnigem Gesicht und leeren, lichtscheuen, Augen, rechts, das aus dem Bild ragende Bett samt achtlos zurückgeworfener Decke.

„Als ob die Stifte führend wären...“ hörte er plötzlich ihre Stimme. Sie hatte sich ihm zugewandt, schaute auf die Zeichnung hinab, und ihre Worte waren wie ein Nachklang dessen, was im Raum lag – das Unausgesprochene, das sich in der Linie des Bleistifts manifestierte, eine intuitiv dahingeworfene, endlose Linie, die es in nur wenigen Augenblicken verstand, ein Raumgefüge zu erschaffen, in dessen Flechtwerk Dinge ihre physikalische Präsenz derart behaupteten, als ließe sich allein aus ihnen die Wahrheit dieser Welt gewinnen.



Das Warten

Brigitte saß still in ihrem Lehnstuhl, als er den Raum betrat, einen Raum, der den Frieden des frühen Morgens in sich trug. Vor ihr, auf einem kleinen Tischchen, stand ihre Lieblingstasse, aus der leise Dampf aufstieg – der Duft von Caro-Kaffee erfüllte den Raum, ein röstiger Hauch, der eine Anwesenheit verriet, die kurz zuvor hier gewesen sein musste, um ihr die Tasse zu reichen. Das Gefäß selbst, zart und sorgfältig, ruhte auf einer feinen Spitzendecke belgischer Art, einer jener Decken, die Zeit und Zartheit atmen. Es war nicht nur irgendeine Tasse, sondern eine handgefertigte Keramik, deren Schönheit aus fernöstlicher Handarbeit sprach – innen von einem

tiefen Karminrot durchzogen, außen von ruhigen, händischen Linien, die eine Szene auf der Oberfläche festhielten, halb gemalt, halb gezeichnet.

Er trat näher, sein Blick wanderte über die Malerei, die Figuren, die sich in einer blauen Landschaft zu sammeln schienen – ein Meerestier war ihr gemeinsamer Mittelpunkt, und die Wesen, die es umgaben, schienen in stummer Andacht, oder vielleicht auch in einem Augenblick des Kampfes verharret. Die Szene erinnerte ihn unwillkürlich an das Buch, das er kürzlich gelesen hatte, „Männer des Meeres“ – eine Geschichte voller harter, unerbittlicher Jagd, voller Momente, in denen Leben und Tod dicht nebeneinander standen. So auch hier, erkannte er plötzlich, als er sah, dass zwei der Figuren Waffen in ihren Händen hielten, Speere, Messer – eine Jagd also, festgehalten in dieser stillen Szene auf der Tasse, die doch so gar nicht zu dem friedlichen Morgen passen wollte, der gerade erst durch das Fenster seinen Einzug gehalten hatte.

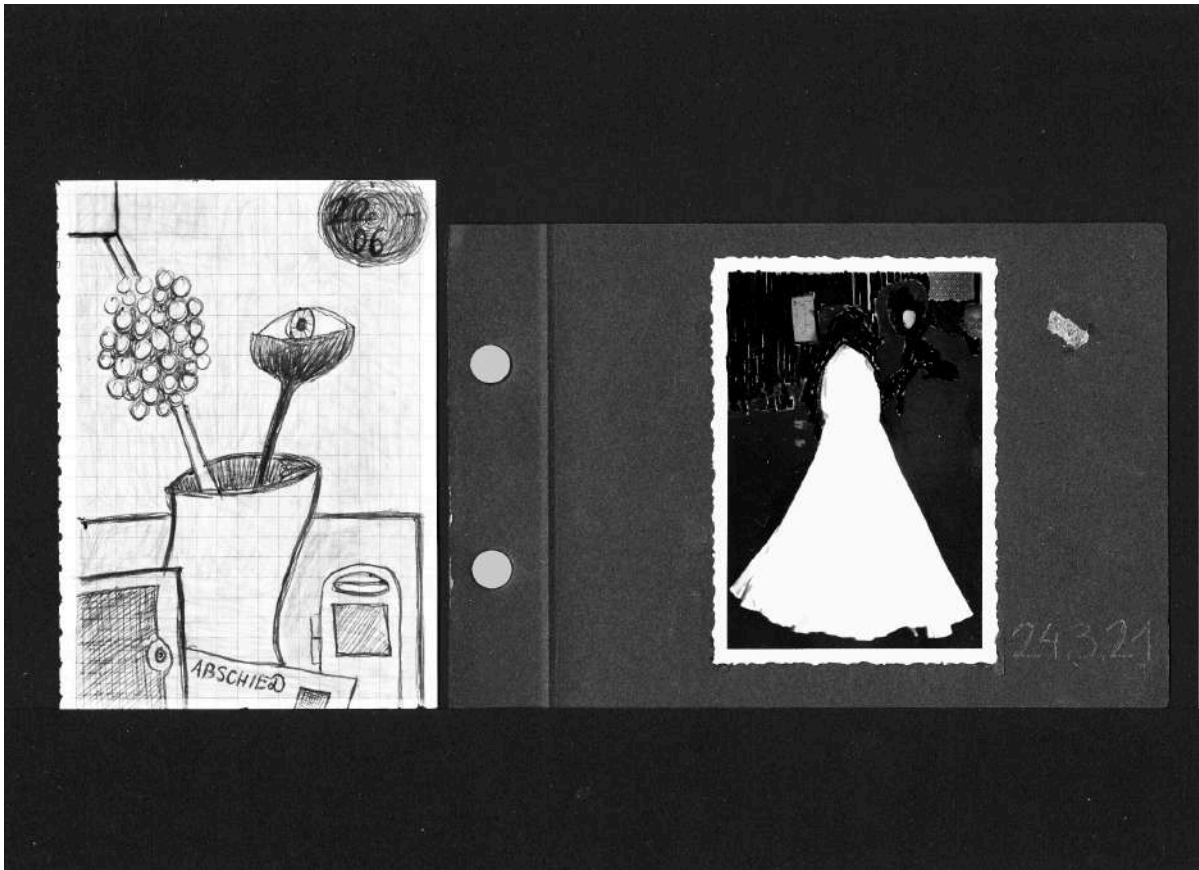
„Eine seltsame Spannung,“ dachte er, als er auf Brigitte sah, die in tiefem Schweigen verharrete, als sei sie längst nicht mehr hier, als sei ihre Seele in die Stille jenes Ozeans geflossen, den er auf der Tasse erahnte. Ihr Blick, leer, ins Weite gerichtet, verriet nichts – doch er wusste, sie sah nichts mehr, war blind. Ihre Hände lagen ruhig gefaltet in ihrem Schoß, und es schien, als sei nicht einmal der Duft des Kaffees, der in der Luft lag, zu ihr durchgedrungen, als wäre sie

unerreichbar, fern, gefangen in einer Welt, die sich immer mehr von der seinen entfernte.

Und doch, plötzlich, ganz leise, begann sie zu sprechen. Nicht zu ihm, nicht zu irgendjemandem, sondern zu sich selbst, als fände sie Trost in dem Selbstgespräch, das er schon so oft gehört hatte, so oft, dass die Worte sich wie die Linien einer alten Zeichnung in sein Gedächtnis gebrannt hatten.

„Bitte, was habe ich schon JETZT wieder gemacht?“ Ihre Stimme, kaum mehr als ein Murmeln, klang resigniert. „Ich habe doch gar nichts gesagt. Aber das ist wohl AUCH verkehrt.“ Eine lange Pause folgte, eine Stille, die fast greifbar war, als hätte sie den Raum erobert und jedes Geräusch verschluckt. „Ist auch egal,“ fuhr sie schließlich fort. „Ich hoffe nur, dass ich sehr bald GESTORBEN bin. Denn ich will nicht mehr leben. Das Leben ist für mich zu einer einzigen QUAL geworden. Und die Qual will ich nicht länger ertragen. Aber was will ICH denn? Blöd vor mich hin sitzen und warten. Warten, bis ich endlich GESTORBEN bin. Ja, das ist wohl das Einzige, was ich noch machen kann.“

Er stand da, sah sie an, und wusste doch nicht, ob sie ihn bemerkt hatte, ob sie überhaupt noch wusste, dass sie nicht allein war. Ihre Worte hingen in der Luft wie der leise Dampf aus der Tasse, der sich langsam verflüchtigte, aufstieg, nur um im Nichts zu verschwinden.



Hermann

Hermann begriff, der Weg hinauf und der Weg hinab waren ein und derselbe. So machte er sich langsam, fast bedächtig auf den Weg hinunter. Immer wieder wandte er sich um, als erwarte er einen Ruf, ein Zeichen, einen Verfolger, jemanden, der ihn zurückhalten wollte. Doch da war niemand. In Stille und Einsamkeit setzte er einen Fuß vor den anderen. „Das wichtigste ist doch da“, dachte er, „ein Konto, ein Perso, und selbst die Versicherung kann mir keiner nehmen.“ Ein Schmunzeln zuckte in seinem aufgequollenen Gesicht, als er weiter in Gedanken versunken, Stufe für Stufe herabstieg.

Da, plötzlich, ein Ruf, klar und doch weit entfernt, als riefte ihn seine Vorzeit. „Komm zurück, Hermann! Lass uns hinauf gehen und das Strafgeld bezahlen. Alles wird sich auflösen. Du wirst sehen, es löst sich auf, wie es das immer tut. Komm, gib mir deine Hand!“ Hermann drehte den Kopf, suchte mit müden Augen den Raum ab. Nur ein kleines, gluckerndes Rinnsal, das sich seinen Weg entlang der Stufen bahnte, begleitete ihn. Eine Gestalt oder eine Hand? Nichts. Woher diese feurige Stimme? War dieser Ruf ein Scherz seines erschöpften Geistes? War all das nur in seinem ausgebrannten Kopf? Ein Bild des Wahns?

Hermann war es gewohnt, die Dinge auf seine Art anzugehen, langsam, bedächtig, beinahe träge. Wenn er sich die Augen reiben wollte, hob er die Hand wie einen schweren Sack, wenn er sich abwischen wollte, las er zuerst genüsslich die alte Zeitung, und lachte, grob aber herzlich. Auch jetzt hielt er inne, setzte sich auf eine Stufe, stellte die Tüten neben sich und ließ den Kopf auf die Knie sinken. Die Augen zu, als Suche er nicht Ruhe, sondern Rückkehr zu sich selbst, zu einer erträglichen Form der Wirklichkeit.

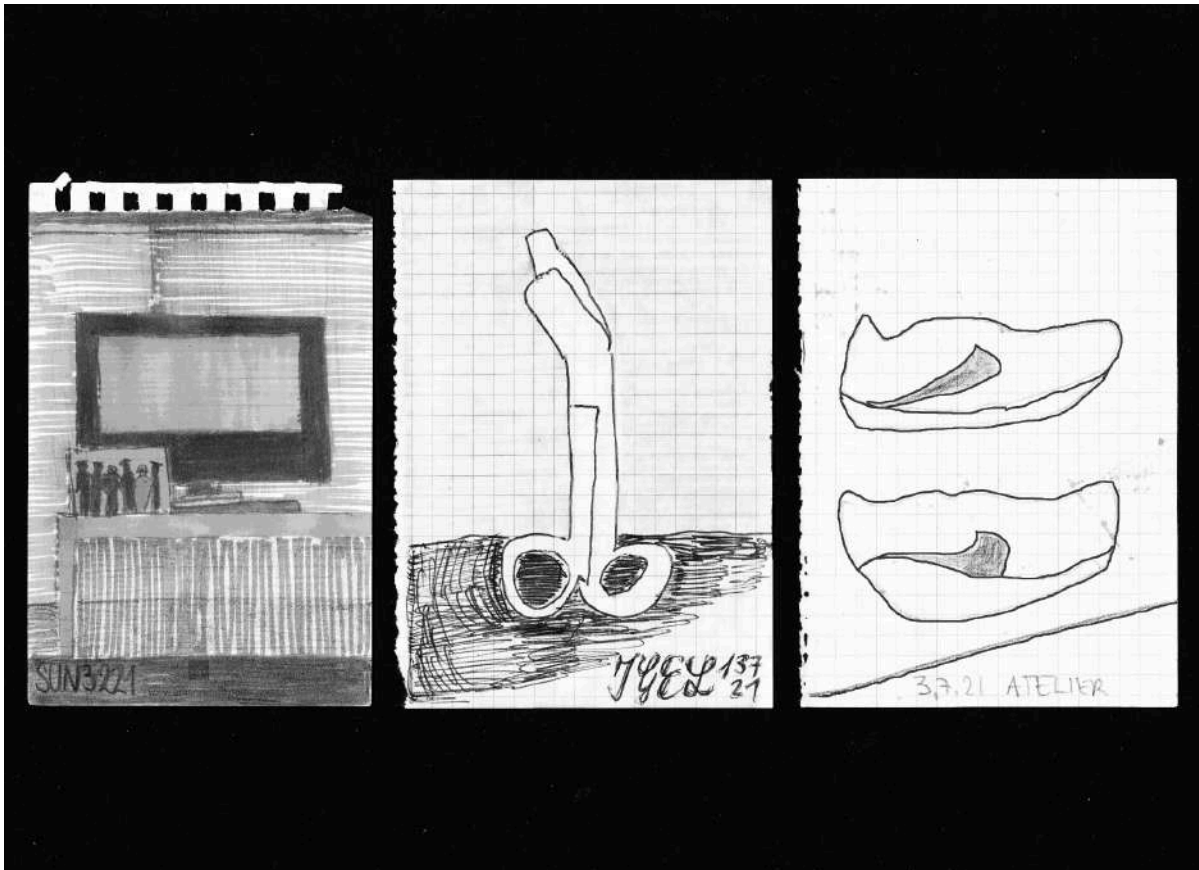
Er wartete. Nichts. So schlief er ein und eine nicht enden wollende Zeit verging, deren Echo sich lautlos in seinen Träumen verklang. In diesen Träumen sah er einen violetten Nebel, der wie aus dem Nichts aus einer tönernen Pfeife stieg und sich über die Wände der dunklen Höhle legte. Der Nebel hielt die Zeit für ihn an, die Höhle, in der er

lag, ein Grab – sein Grab, das Grab seiner Ahnen. Zwei Kinder, ihre Haut dunkel, ihr Haar schwarz und kraus, traten nackt an den Eingang. Ohne Worte reichten sie ihm die Pfeife, dazu Weihrauch. Sie beugten sich zu ihm vor, küssten ihn auf die Stirn, ein heiliger Moment, ein flüchtiger Ritus. Nun zögerten sie, wollten den Ort nicht verlassen, dann gingen sie doch, unsicher, was kommen würde.

Er blieb zurück, der Nebel inzwischen zum Schneiden dick, warm und stickig. Er verschwand in einer dichten Masse, die ihn einhüllte wie eine zweite Haut, ein dampfender, erdrückender Wintermantel.

Der alte Mann erwachte, sein Kopf noch auf den Beinen gebettet. Sein Blick fiel auf die Stufe unter ihm. Dort war etwas in Stein geritzt, grob und mit sichtbarer Mühe: „Das Leben ist schön.“ Welch schwere Arbeit, diesen Satz zu schreiben, als ob das bloße Eingestehen dieser Schönheit bereits eine Last gewesen wäre, dachte er sich.

Dann merkte er, dass er nicht wirklich erwacht war. Er war im nächsten Traum gefangen, im nächsten Akt einer Folge endloser Szenen, eine scheinbar endlose Episode. Das Blut begann leise aus ihm zu fließen, drang durch seine Füße aus dem Körper, schlich sich langsam über die Stufen, verband sich mit dem Rinnsal, strömte wie eine dunkle Erinnerung den Weg hinab und auch hinauf. Tropfen für Tropfen verteilte es sich in Raum und Zeit. In diesem Moment erstarb die Zeit für Hermann, blieb stehen inmitten des Weges.



Nachwort

Die Geschichten "Der Wahrheit" und "Hermann" sind selbstständig verfasst.

Alle weiteren Geschichten sind nach den Methoden meiner Lieblingsautoren durch Künstliche Intelligenz redigiert. (Peter Handke: Asche zu Asche, The Russian, Schlafend, Das Warten - Paul Celan: Auf einem Auge blind - Thomas Stangl: Die Jugend, Lagergeld - Max Frisch: Die Isolde weint - Franz Kafka: A better place)

A. K., im Spätsommer 2024

Impressum

Copyright

2024 Arthur Kunz

Herausgeber:

Arthur Kunz

www.arthurkunz.de

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen

Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.